

P. J. Tracy

**Sieh
mir
beim
Sterben
zu**

Roman

Deutsch von Tanja Handels

Wunderlich



Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland.

Die Originalausgabe erschien 2010
unter dem Titel «Shoot to Thrill»
bei Putnam Adult

1. Auflage September 2010
Copyright © 2010 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«Shoot to Thrill» Copyright © 2010 by
Patricia Lambrecht and Traci Lambrecht
Redaktion Uta Rupprecht
Satz aus der Palatino PostScript (InDesign)
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 8052 0859 8

**Sieh
mir
beim
Sterben
zu**

Prolog

Minnesota im Januar war ein trostloser, eisig kalter Ort, von einem Ende bis zum anderen und überall dazwischen, ob man nun bibbernd auf einer schneesturmgepeitschten westlichen Prärie saß oder steifgefroren unter einem halben Meter Schnee mitten in Minneapolis. Doch nirgends war die Kraft des Winters deutlicher zu spüren als am Nordufer des Lake Superior, wo das große Gewässer, fast schon ein Meer, einen abgesplitterten Eisblock nach dem anderen ans Ufer wälzte.

Die letzten beiden Wochen hatten dem See besonders zu schaffen gemacht. Ein ganzes Heer von Tiefdruckgebieten hatte über ihm Stellung bezogen, kämpfte erbittert um die Vorherrschaft über den Wind und ließ die gewaltige Wasserfläche fast bis zum Horizont gefrieren. Es war zutiefst verstörend, eine Naturgewalt so komplett unterliegen zu sehen; es kam einem vor, als sähe man King Kong in Ketten auf einer Broadway-Bühne.

Randy Coulter hatte durchaus Mitgefühl mit dem See, denn er wusste, was es bedeutete, einer überlegenen Macht hilflos ausgeliefert zu sein, gefangen in Umständen, an denen man nichts ändern konnte. Doch das galt nur für den alten Randy; der neue, bessere Randy fand endlich die Kraft, die Dinge selbst in die Hand zu nehmen. Und genau das würde er heute tun, wenn er nur den nötigen Mumm dazu aufbrachte.

Der Pfad führte am Rand der Klippen entlang, er bot den Schneeschuh- und Skilangläufern, die die Wintersportorte bevölkerten, einen spektakulären Blick auf die eisige Landschaft, und so kamen sie in Scharen, vor allem

in der Woche zwischen Weihnachten und Neujahr. Großstädter, die an ein sicheres Umfeld aus Leitplanken und Fußgängerüberwegen gewöhnt waren, strömten in einem albernem Anfall von Abenteuerlust nach Norden, wo man sich noch auf seine eigenen fünf Sinne verlassen musste statt auf den Staat, das große Kindermädchen.

Randy schnallte seine Schneeschuhe ab und entfernte sich vorsichtig vom gespurten Pfad, wobei er vor jedem Schritt in Richtung Klippenrand erst einmal mit dem Stock tastete, um sicherzugehen, dass sich unter den Schneeverwehungen auch wirklich gefrorener Boden befand. Je näher er dem Schlund der Ewigkeit kam, desto eisiger blies ihm der Wind ins Gesicht. Sein Mut verließ ihn, bestimmt würde sich an einem solchen Tag, an dem das Barometer stieg und die Temperaturen in den Keller stürzten, kein einziger Mochtregern-Sportler freiwillig vor die Tür wagen. Die saßen jetzt alle in ihren gemütlichen Ferienhütten und Hotelzimmern, tummelten sich im Whirlpool oder gönnten sich einen Drink am Kamin. Vermutlich war Randy der Einzige, der die Klippen heute sah.

Er musste sich bäuchlings in den Schnee legen, um den atemberaubenden Anblick gut fünfzehn Meter unter ihm gefahrlos betrachten zu können. Das ganze Ufer war übersät mit spitzen Stacheln aus gefrorenem Wasser, die wie gewaltige Hauer am Rand des Sees emporragten und nur darauf zu warten schienen, dass man ihnen einen ordentlichen Bissen vorwarf. «Wie schön», flüsterte Randy.

«He! Alles in Ordnung mit Ihnen?»

Fast wäre Randy über den Rand gepurzelt, als er hinter sich so plötzlich eine Männerstimme hörte. Er blickte über die Schulter nach hinten und sah alles, was er selbst niemals sein würde. Schon das Logo auf dem Goretex-Ski-

anzug verriet, dass dieser Kerl einen ausländischen Sportwagen fuhr und in seiner Skihütte eine mindestens ebenso hochgetunte Blondine auf ihn wartete. Einen Moment lang spürte Randy, wie er innerlich zurückwich, sich in sich selbst verkriechen wollte. Bis er sich wieder an die Kraft erinnerte. «Gott sei Dank», rief er, und die gezupften Augenbrauen des Mannes zogen sich zu einem Stirnrunzeln zusammen.

«Sind Sie verletzt, Kumpel? Kann ich Ihnen helfen?»

Randy schloss kurz die Augen. «Ich glaube, da unten liegt eine Leiche», flüsterte er, während er sich aufrappelte. «Ich wusste einfach nicht, was ich tun soll ...»

«Sie machen wohl Witze?»

«Nein, im Ernst.»

«Großer Gott!»

«Haben Sie ein Handy dabei?»

«Klar. Aber lassen Sie mich erst mal selber sehen.»

«Gut. Aber seien Sie vorsichtig. Ist ziemlich rutschig da am Rand.»

Der Mann schnallte seine Schneeschuhe ab, schob sich langsam bis an den Klippenrand und spähte nach unten. «Ich sehe nichts.»

«Sie müssen noch ein Stück hier rüber kommen. Die Eisspitzen versperren einem die Sicht ... O mein Gott, das ist furchtbar, ich habe so was noch nie in meinem Leben gesehen ...» Randy spürte, wie sich die Hand des Mannes schwer auf seine Schulter legte. Er fand die Berührung merkwürdig tröstlich.

«Ganz ruhig, Kumpel. Atmen Sie erst mal schön tief durch. Da unten also?»

Randys Tränen waren nicht gespielt. Sie kamen von ganz allein, er hätte nicht sagen können, weshalb. «Gleich ...

da ... unten ...» Er deutete hinunter, und als der Mann sich vorbeugte, um seinem ausgestreckten Zeigefinger zu folgen, drückte Randy die Knie durch, stemmte die Beine in den Boden und stieß ihm mit aller Kraft, die er aufbringen konnte, in den Rücken.

Der Wind verwehte den langgezogenen Schrei, und Randy blieb einfach stehen und blickte mit ausdrucksloser Miene zum Horizont. Sekunden vergingen, vielleicht auch Stunden, bis er sich schließlich wieder auf den Bauch legte und über den Rand der Klippe schaute.

Von oben sah es aus, als würde Mr Goretex den Eisstachel bumsen. Randy fand das ziemlich lustig.

«Ich hab doch gesagt, da unten liegt eine Leiche», murmelte er. Dann zog er eine kleine Videokamera aus der Anoraktasche und stellte den Zoom ein.

Kapitel 1

Mit angestrengt zusammengekniffenen Augen starrte Alan seine drei Gesichter im Spiegel auf der Toilette des Tiara an und versuchte erfolglos, wenigstens eins der Spiegelbilder scharfzustellen. Auch wenn ihm wodkabedingt alles vor den Augen verschwamm, erkannte er doch genug, um sich darüber klar zu sein, dass er ungefähr so aussah wie eine von Picasso porträtierte Liza Minnelli. Die falschen Wimpern hingen herab wie müde Spinnenbeine und webten aberwitzige Mascaranetze über seine Wangen, der lippenstiftverschmierte Mund saß schräg und bildete ein knallrotes Gegengewicht zu der windschiefen Perücke, die zur anderen Seite verrutscht war.

Selbst das bauchige weiße Kleid hatte durch den zwölfstündigen Feiertag einiges an Würde eingebüßt und spuckte Perlchen wie eine kotzende Auster.

Schauernd versuchte er, zumindest Teile des Abends wieder aus den Tiefen seines Hirns hervorzukramen, doch da gab es ziemlich viele schwarze Löcher. Herrgott im Himmel, was war er besoffen! Wie viele Martinis waren es eigentlich gewesen? Zwei daheim, dann noch mindestens vier oder fünf bei Camilla, und danach diese erbarmungslose Serie scheußlicher, entsetzlich rosafarbener Cocktails hier im Club, die ihm der neue dominikanische Barmann aufgedrängt hatte, während er sich so treuherzig über die diversen intimen Örtlichkeiten seiner Piercings ausließ.

Der Gedanke an Nadeln, die sich in gewisse äußerst sensible Stellen der männlichen Anatomie bohrten, versetzte Alans Magen in Aufruhr; er beugte sich über das

Waschbecken und spritzte sich kaltes Wasser ins Gesicht, bis die Übelkeit nachließ.

Als er sich schließlich wieder stabil genug fühlte, brachte er sich in die Senkrechte und steuerte den nächstgelegenen Ausgang an. Die Nacht war noch jung, es standen etliche angesagte Partys auf dem weiteren Plan. Aber vorher musste er erst mal ausnüchtern, vor allem, wenn er noch auftreten wollte. Zum Glück hatte Camilla ihm den Schlüssel zu ihrer Wohnung gegeben, die nur ein paar Häuserblocks entfernt lag, wenn man den geraden Weg am Fluss entlang nahm. Dort würde er duschen und ein Glas Saft trinken, um rechtzeitig zur Drag-Show wieder fit zu sein.

Selbst mit intaktem Gleichgewichtssinn war der Fußweg am Mississippi auf zehn Zentimeter hohen Stiletto nicht leicht zu bewältigen. Dass er heute zudem noch mit diesen atemberaubenden Teilen von Dolce & Gabbana unterwegs war, die bei Neiman's um die Hälfte reduziert gewesen waren und die er ganz einfach hatte haben *müssen*, obwohl sie eigentlich eine Nummer zu groß waren, machte die Sache auch nicht besser. Alan hatte die Spitzen mit Watte ausgestopft und die Fersen mit doppelseitigem Klebeband versehen; «It's Raining Men» war schließlich nicht gerade ein Menuett, da brauchte man schon ein bisschen Standsicherheit. Trotzdem rutschte er jetzt immer wieder fast aus den Schuhen, als er halb torkelnd, halb trampelnd den Uferweg in Angriff nahm. Schließlich stolperte er, fiel hin und fand sich in einem Nest aus feuchten, faulig riechenden Gewächsen wieder, so dicht am Fluss, dass ihm das Rauschen des Wassers schon in den Ohren klang.

Aus dem Schutz der Dunkelheit konnte er zu allem

Überfluss den versoffen-psychotischen Singsang Wild Jims hören: «Schwuchtel! Blöde Schwuchtel! Fummeltrine! Hoppe hoppe Reiter, wenn er fällt, dann schreit er!»

Wild Jim gehörte zum Inventar des Mississippiufers und war bei den Bewohnern ringsum ebenso gut bekannt wie bei der Polizei. Offenbar hatte er sich auch heute wieder ein ausgiebiges Saufgelage unbekanntem Ursprungs gegönnt, wie eigentlich fast jeden Abend – in dieser Hinsicht hatten sie durchaus einiges gemeinsam. Alan empfand die vertraute Präsenz als merkwürdig tröstlich, so nervtötend der Mann auch sonst sein mochte.

«Huhu! Jimmy!», jodelte er in seinem besten Koloratursopran. «Wo steckst du denn? Komm und hilf Mama wieder auf die Beine!»

Wild Jim reagierte mit einer unverständlich gegrunzten Schimpftirade, die von irgendwo oberhalb der Uferböschung zu kommen schien.

«Bittebittebitte, Jimmylein», stichelte Alan weiter. «Komm Mama helfen!»

«Red kein Blech. Ihr blöden Schwuchteln ruiniert mir meinen Fluss und redet immer so viel Blech.»

Alan sah kichernd zu den Sternen auf und fragte sich, ob er wohl jemals die Kraft finden würde, wieder aufzustehen. Wenn er ehrlich war, wollte er das auch gar nicht, zumindest noch nicht gleich. Hier unten müffelte es zwar ziemlich, und der Boden war feucht, aber ansonsten war es in dieser kleinen Mulde am Fuß der Uferböschung, die den Großstadtlärm von oben schluckte, erstaunlich friedlich. Wenn Wild Jim nur endlich die Klappe halten würde, dann konnte er vielleicht gleich hier an Ort und Stelle ein Nickerchen machen.

Er hatte keine Ahnung, wie viel Zeit vergangen war, als

er sich schließlich doch aufrappelte. Während er sich noch hochhiepte, hörte er ein Rascheln hinter sich im Gras, das immer näher kam. Alan hatte nicht damit gerechnet, dass Wild Jim sich tatsächlich zeigen würde: Er hatte zwar eine große Klappe, ließ sich aber normalerweise nie blicken.

Doch wie köstlich und prickelnd war die Überraschung, als er sich plötzlich von zwei starken Armen hochgehoben fühlte, wie eine richtige Braut. Meist lief es doch recht anders ab, wenn sich schwule Männer am Fluss zu einem einmaligen anonymen Schäferstündchen zusammenfanden. Das war das eigentlich Traurige am Dasein einer Drag-Queen: Es gab einfach keine echten Prinzen in der Szene, keine romantischen Schurken, die kamen, sahen und siegten. Danach hatte sich Alans Mädchenherz immer schon gesehnt. Wie wunderbar, dass er nun plötzlich doch die romantische Heldin seiner Phantasie sein durfte. Und wie schade, dass er viel zu hinüber war, um sich hinterher noch an irgendetwas zu erinnern.

Er hörte das Wasser plätschern, als sein Held in den Fluss watete, begriff aber erst, was das bedeutete, als er selbst untergetaucht wurde. Sein erster Gedanke galt den Schuhen, der zweite dem Kleid, doch diese beiden schwerwiegenden Tragödien entglitten den kläglichen Überresten seines Hirns, als der Mann ihn bis auf den Grund des Flusses drückte und dort festhielt. Alan hielt pflichtschuldigst die Luft an, schaute durch das Wasser nach oben und wartete ab, was aus dieser völlig abgefahrenen Begegnung noch werden würde.

So nah am Ufer war das Wasser nicht besonders tief, die Oberfläche befand sich vielleicht fünfzehn Zentimeter über seinem Gesicht. Kein halber Meter Wasser trennte Alan vom Sauerstoff, doch dieser Umstand wurde auf

einmal ungemein wichtig. Als ihm endlich klar wurde, dass nichts weiter aus der Sache werden würde, dass dies bereits das große Finale war, war es für seine gequälten Lungen schon zu spät. Er wehrte sich mit aller Kraft, doch es dauerte nur ein paar Sekunden, bis sein Körper ihm signalisierte zu atmen, und zwar gleich. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als den Mund zu öffnen und zum ersten Mal im Leben einen tiefen Schluck aus dem Mississippi zu nehmen. Danach wehrte er sich kaum noch.

Kapitel 2

Es war dämmrig im Hörsaal und ausgesprochen kalt. Draußen näherten sich die Temperaturen der Dreißig-Grad-Marke, doch hier drinnen war die Klimaanlage darauf eingestellt, einer etwa tausendköpfigen Menschenansammlung einen angenehmen Aufenthalt zu verschaffen. Anscheinend hatte niemand das Wartungspersonal darüber informiert, dass an diesem speziellen Seminar nicht einmal fünfzig Leute teilnehmen würden, und so hockten sie jetzt alle dicht gedrängt in den ersten beiden Reihen und froren sich sämtliche freiliegenden Körperteile ab, was in einigen Fällen nicht gerade wenige waren.

Neben dem Podium stand Special Agent John Smith und versuchte sich zu sammeln. In seinen dreißig Berufsjahren beim FBI hatte er nicht eine einzige Rede gehalten; er hatte kein Seminar gegeben, nie bei einer Pressekonferenz das Wort geführt und war auch sonst nicht mit einem größeren Publikum konfrontiert gewesen. Er war das Arbeitstier hinter den Kulissen. Wie die meisten FBI-Agenten hatte er sein Berufsleben durchlaufen, ohne eine Spur zu hinterlassen. Natürlich hatte er zahllose Verdächtige verhört, doch die saßen meist sowieso schon mit Handschellen in abgesperrten Räumen, er brauchte sie also nicht mehr mit Worten zu fesseln. Und jetzt, ein halbes Jahr vor der Zwangspensionierung, stand er hier, sollte ganz allein vor eine Menschenmenge treten und war zum ersten Mal in seiner Laufbahn richtig nervös.

John Smiths Leben war immer genauso unauffällig gewesen wie sein Name. Seine Eltern liebten ihn, das einzige

Kind, das ihnen vergönnt war, verwöhnten ihn aber nicht übermäßig. Und sie liebten einander, auch heute noch, wo sie langsam alt wurden und zufrieden in Florida lebten, dem besten Ort für greise Eltern.

Er war ein braves Kind gewesen, leidlich intelligent, doch nach allgemeiner Einschätzung kein Genie, und aufgewachsen mit strengen Werten, wie das üblich war zu einer Zeit, als die Menschen noch zivilisiert genug sein mussten, um persönlich miteinander Umgang zu pflegen. Ins Berufsleben startete er mit einem Collegestudium und einem gutbürgerlichen Taktgefühl, das ihm ein Dasein ohne allzu viele Fallstricke ermöglichte.

Mit acht Jahren, als er gerade in der zweiten Klasse war, hatte er gelernt, wie man eine Flagge faltete und wie wichtig es war, dass sie dabei niemals den Boden berührte oder bei Dunkelheit oder im Regen gehisst blieb. Solche Unterweisungen waren damals noch Teil des Stundenplans, gehörten zum Lehrstoff, waren gleichwertig mit dem Einmaleins. Keiner der Zweitklässler begriff genau, wieso, aber keiner stellte es jemals in Frage. Sie wussten nur, dass sie, wenn sie es gut machten, womöglich ausgewählt wurden, am Ende des Schultags ohne Aufsicht das stickige Klassenzimmer zu verlassen und die Flagge vom Fahnenmast einzuholen.

Jedes Mal, wenn John Smith einen Autohändler oder eine Filiale der Restaurantkette Perkins passierte, vor denen eine riesige Flagge an ihrem hohen Mast wehte, dachte er an jene Fluchten vor Einmaleins und Buchstabierwettbewerb, wenn er und zwei weitere Glückliche die Klasse verlassen durften, um die althergebrachte feierliche Pflicht zu erfüllen. Seltsamerweise fanden sie auf dem leeren Schulhof, in dessen Freiheit sie vor den Lehrern und

dem engen Klassenzimmer flohen, noch etwas anderes, fast schon Spirituelles, das sich kaum wahrnehmbar im Gedächtnis einnistete. Auch so viele Jahre später spürte er noch die roten und weißen Streifen, die Sterne auf blauem Untergrund unter den Fingern, und diese Erinnerung hatte sein ganzes Leben geprägt.

Er war weder der Superheld geworden, der er in seiner Comicphase im Kindergarten hatte werden wollen, noch der Superagent, der zu werden er gehofft hatte, als er sich für eine Laufbahn beim FBI entschied. Aber er hatte auch nicht versagt. Er spielte einfach im Mittelfeld, so wie die allermeisten Menschen. Er glaubte an Gott, die Familie, sein Vaterland und die Verfassung. Doch nichts von alledem hatte ihn auf das Publikum vorbereitet, dem er jetzt gegenübertreten musste.

Er nahm seinen Platz am Rednerpult ein und musterte die kunterbunte Ansammlung von Menschen. Sie bildeten die wohl weltweit letzte Hoffnung, den aktuellen Fall noch zu lösen, und waren somit ein direktes Spiegelbild der Verzweiflung, die sich beim FBI breitmachte.

Auf der einen Seite des Mittelgangs ein Bollwerk der Normalität: zehn FBI-Agenten, wie üblich in Anzug und Krawatte, alle in einer Reihe. Paul Shafer, der für Minneapolis zuständige Special Agent, saß am äußersten Rand dieser Gruppe und hatte eine Miene selbstgerechter Empörung aufgesetzt, weil man ihn zwang, an einem Seminar teilzunehmen, das Gesetzeshüter mit Gesetzesbrechern vereinte. Smith musste sich ein schadenfrohes Grinsen verkneifen. Shafer war noch jung und draufgängerisch genug, um sich einzubilden, dass er diesem exklusiven, furchterregend mächtigen Krawatten-Club auf ewig angehören würde. Doch auch er würde irgendwann her-

ausfinden, dass das persönliche Verfallsdatum beim FBI meist sehr viel schneller kam als erwartet.

Andererseits war auch in John Smith ein kleiner Draufgänger zurückgeblieben, der sich hin und wieder kurz zu Wort meldete, und so brachte er fast schon Verständnis für Shafers Unbehagen auf, als er auf die andere Seite des Mittelgangs schaute. Dort saßen Jung neben Alt, Piercing neben Tätowierung, dazwischen ein paar bartlose Jünglinge, die aussahen, als kämen sie direkt von den Dreharbeiten zu *Revenge of the Nerds*, und etliche Leute – Männer wie Frauen – mit Tanktop und haarigen Achselhöhlen. Und das waren noch die Normalen. Ganz hinten, fernab der anderen, saß die Belegschaft von *Monkeewrench*, was Smith für den Moment ganz recht war. Mit denen würde er sich morgen auseinandersetzen. Sie hatten sich zwar bereiterklärt, später in einem kleineren Seminarraum eine der Diskussionsrunden zu leiten, doch Grace MacBride hatte sich standhaft geweigert, eine hellerleuchtete Bühne zu betreten.

«Die meisten von Ihnen haben verständlicherweise eine gewisse Abneigung dagegen, mit dem FBI zusammenzuarbeiten», begann John Smith und bedachte seine Zuhörer mit einem angedeuteten Lächeln. «Das liegt vermutlich daran, dass die meisten von Ihnen regelmäßig gegen etliche Bundesgesetze verstoßen.» Nervöses Lachen im Publikum. «Kurioserweise ist genau das der Grund, warum wir Sie heute hergebeten haben. Durch Ihre wagemutigen Vorstöße als Hacker wurden wir auf Sie aufmerksam, Sie haben es damit zu einer eigenen FBI-Akte gebracht und uns jenseits aller Rechtsprechung mit Ihren Fähigkeiten beeindruckt. Jetzt benötigen wir Ihre Hilfe dabei, ein anonymes und höchst raffiniertes Netzwerk aufzuspüren, das

sich verschiedener ausländischer Proxy-Server bedient. Leider liegen diese in Ländern, die den Vereinigten Staaten keinen Zugang zu ihren Servern gewähren. Deshalb war unsere eigene Abteilung zur Bekämpfung von Cyberkriminalität bislang auch nicht in der Lage, die User, die zu diesem Netzwerk gehören, ausfindig zu machen.»

«Hey, Mann. Sie verlangen aber jetzt nicht ernsthaft, dass wir uns in die Server feindlicher Staaten hacken, damit Sie sich dann einen unserer Jungs schnappen können? Erstens plaudern wir keine Familiengeheimnisse aus. Und zweitens können wir für so was jahrelang in den Knast kommen.»

John musterte den Mann, der tatsächlich den Mut besaß, aufzustehen und zu sagen, was er dachte. Zu seiner Überraschung war es einer von den Nerds, mit höchstens fünfundfünfzig Kilo Lebendgewicht und einem Brustkorb, der aussah wie von einem Banksafe eingedrückt. «Aber natürlich nicht. Eine solche Verletzung internationaler Gesetze würde das FBI weder vorschlagen noch billigen. Wir bitten Sie lediglich darum, Ihre ganz speziellen Fähigkeiten dafür einzusetzen, um dieses Netzwerk ausfindig zu machen und den jeweiligen Standort seiner User zu lokalisieren.»

«Ach, kommen Sie. Sie wissen doch verdammt gut, dass unsere *«ganz speziellen Fähigkeiten»* rein zufällig darin bestehen, geschützte Server zu hacken. Ich persönlich hab schon ein, zwei Jahre dafür abgesehen, das riskier ich nicht nochmal.»

Das ganze Grüppchen brach in zustimmendes Murmeln aus. John konnte das durchaus verstehen. Er musste seine Worte sorgfältig wählen, alles ganz genau und korrekt formulieren.

Er stützte die Unterarme auf das Rednerpult und ließ die Augen von Gesicht zu Gesicht wandern. «Wir vertrauen Ihnen», sagte er, und alle lachten. «Und weil das so ist, sind wir absolut sicher, niemals Grund zu der Annahme zu haben, dass Sie ein US-amerikanisches oder internationales Gesetz brechen würden. Für das FBI wäre es Zeitverschwendung, einer solchen Möglichkeit auch nur nachzugehen. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?»

Einen Moment lang war es ganz still im Saal. Kaum jemand verstand doppelte Botschaften besser als ein begabter Hacker. Paul Shafer, der zuständige Special Agent, sah aus, als hätte er eine Kröte verschluckt, was Smith aus irgendeinem Grund mit tiefer Genugtuung erfüllte.

«Außerdem», fuhr er fort, «werden Sie Ihre Bemühungen nicht dafür einsetzen, einen *«Ihrer Jungs»* zu schnappen. Es handelt sich hier nicht um Identitätsräuber, Spammer oder Virenverbreiter. Die Leute, die wir suchen, sind kaltblütige Mörder. Sie filmen ihre Taten ab und stellen sie dann ins Internet, wo alle Welt sie sehen kann.»

Die Beleuchtung im Hörsaal wurde noch schummriger, die Leinwand hinter dem Rednerpult leuchtete auf und zeigte die erste Folie einer PowerPoint-Präsentation. «Cleveland, Ohio» stand darauf.

«Ich werde Ihnen jetzt eine Serie von fünf Videos zeigen, die in den vergangenen Monaten von verschiedenen Websites beschlagnahmt wurden. Manche von Ihnen haben diese Videos vielleicht bereits gesehen, bevor sie aus dem Netz genommen wurden, aber ich muss Sie trotzdem warnen, vor allem, da Sie jetzt wissen, dass es sich um echte Aufnahmen handelt: Manche der Bilder, die Sie gleich sehen werden, sind ausgesprochen drastisch und verstörend. Ehe wir anfangen, möchte ich denjenigen, die sich

solche Inhalte lieber nicht ansehen wollen, Gelegenheit geben, den Hörsaal zu verlassen.»

Niemand rührte sich.

«Wir zeigen Ihnen diese Filme, um Ihnen noch klarer vor Augen zu führen, wie wichtig es ist, die Mörder, die diese Filme ins Netz gestellt haben, dingfest zu machen. Sie laufen nach wie vor da draußen herum, töten womöglich weiter oder haben das zumindest vor, und wir haben nicht die leiseste Ahnung, wer sie sein könnten. Und sie sind äußerst geschickt im Umgang mit Computern. Aus diesem Grund muss ich Ihnen dringend davon abraten, den Fall mit anderen Hackern zu besprechen, die nicht zu diesem Seminar eingeladen wurden. Falls Sie das tun, reden Sie vielleicht, ohne es zu wissen, mit einem der Mörder. Sie alle hier wurden, soweit uns das möglich war, auf Herz und Nieren geprüft. Doch auch uns ist klar, dass unser Sicherheitssystem Lücken aufweist. Womöglich sitzt also einer der Mörder gerade hier mit uns im Raum.» Er machte eine Kunstpause und registrierte zufrieden, dass einige Teilnehmer ihre Sitznachbarn misstrauisch von der Seite musterten.

«Also dann. Die Filme, die wir Ihnen zeigen werden, wurden bereits von mehreren hunderttausend Personen im Internet gesehen, doch den allerwenigsten dürfte klar gewesen sein, dass das, was sie da sahen, eine echte Tat war. Ebenso wenig, wie sie wohl ahnten, dass sie hier keiner vereinzelt Verirrung beiwohnten, sondern womöglich den düsteren Anfängen einer völlig neuen, unvorstellbaren Form von Internetkriminalität.»

Smith drückte ein paar Tasten an seinem Laptop, um den ersten Film zu starten, drehte sich dann aber nicht um, um ihn selber anzusehen. Das war auch gar nicht nötig.

Das unwillkürliche Keuchen seiner Zuhörer verriet ihm ganz genau, was gerade auf der Leinwand geschah.

Man musste eine Leiche aus der Nähe sehen, sie mit eigenen Händen berühren, um die tödliche Realität zu begreifen, dass dieser eine Mensch nun für die ganze Menschheit verloren war. Jeder in diesem Raum sah täglich mehrere Morde: im Fernsehen, im Kino, beim Videospiel oder auf dem Computerbildschirm, der unterschiedslos alles zeigte, ob echt oder inszeniert. Der Durchschnittsbürger brachte diese Todesdarstellungen nie mit richtigen Menschen in Verbindung, und das war sehr viel mehr als nur ein Problem: Es war eine moralische Katastrophe.

«Das hier», sagte John Smith in die Pause zwischen zwei Filmen hinein, «sind echte Menschen. Menschen, die im einen Augenblick noch da waren und im nächsten schon auf grausamste Weise aus dem Leben gerissen wurden. Bitte machen Sie sich das immer klar.»

In der allerhintersten Reihe, im Schatten der Galerie, sah Grace MacBride sich den nächsten Film an und spürte, wie ihr Herz immer schneller schlug. Das, was sie da sah, würde die ganze Welt verändern, wenn sie es nicht aufhalten konnten.